



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Walther, B. C.: Bisher ungedruckte Briefe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bisher ungedruckte Briefe



Es ein Kuriosum, das fast unglaublich, aber wahr ist, wurde es vor etwa dreißig Jahren hingestellt, daß ein Universitätsprofessor der klassischen Philologie in seinen Vorlesungen die Zeit von Ostern bis Pfingsten mit der wissenschaftlichen Erörterung über die Frage hingebracht habe, ob der Vater des griechischen Geschichtschreibers Thucydides Dloros oder Drolos geheißten habe, und fast denselben Eindruck machte die ziemlich umfangreiche Schrift seines Kollegen, der das hochwichtige Geheimnis aufklären wollte, ob der Name des berühmten römischen Komödiendichters Titus Maccius Plautus oder Marcus Accius Plautus gewesen sei. Beide weltbewegende Fragen sind bis zum heutigen Tage noch nicht endgiltig gelöst und werden vielleicht noch manchem Studenten Stoff zu einer Doktor-dissertation bieten; aber so seltsam, ja vielleicht lächerlich die eingehende Behandlung solcher Themata scheinen mag, wer diese Vorlesung gehört und diese Schrift gelesen hat, der wird offen zugeben, daß die in beiden angestellte Methode wissenschaftlicher Untersuchung äußerst geistvoll, belehrend und anregend ist für die wissenschaftliche Forschung überhaupt, und daß, abgesehen von dem absolut unwichtigen Ergebnis, der Hörende und der Lesende für sein Fach viel lernen kann. Derselbe Scharfsinn und dieselbe wissenschaftliche Methode ließe sich bei der Ergründung der Fragen anwenden, ob Alexanders des Großen Schlachtroß Bucephalus ein Schimmel oder ein Fuchs, ob das Damoklesschwert gerade oder krumm, ob Hannibals erblindetes Auge das rechte oder das linke gewesen sei u. a. Das Ergebnis aller bisher genannten Forschungen ist seinem Werte nach gleich Null, die Forschung selbst vielleicht sehr wertvoll und belehrend, wie man wissenschaftlich arbeiten soll, aber es muß doch als unbedingte Forderung hingestellt werden, daß das Ziel und der Erfolg einer noch so geistvollen und lehrreichen Untersuchung auch irgend einen, wenn auch noch so geringen Gewinn für die Wissenschaft und ein Interesse für die Lesenden und Lernenden darbiete.

„Verknocherte Philologen“ hat man oftmals die oben bezeichneten Forscher genannt und ihrer mit Spott oder Mitleid gedacht, aber eben dieselben Spötter haben in neuerer Zeit die von ihnen verurteilten Bahnen der wissenschaftlichen Untersuchung selbst betreten. Da hören wir, sollen es mit Bewunderung hören und für einen ganz außerordentlichen Gewinn halten, daß es den unausgesetzten Bemühungen der Goetheforscher gelungen ist, zu erfahren, wer die Mitreisenden Goethes auf seiner Stellwagenfahrt von Leipzig nach Frankfurt gewesen sind;

da erklingt die welterschütternde Mitteilung von dem Namen des Bauernjungen, den Goethe mit einem Kuchen zu Friederike von Sesenheim geschickt hat, und zum Heil und Segen aller Freunde von Schiller und Goethe ist es endlich geglückt, ein naturgetreues Bild der Botenfrau zu veröffentlichen, die die Briefe der beiden Dichter hin- und hergetragen hat (vergl. Wychgrams Bilderbuch, S. 371). Hat dies alles und so viel andres, was in Bezug auf sonstige hervorragende Männer entdeckt und bekannt gemacht worden ist, etwa einen höhern Wert, als wenn wir den Namen des Sklaven wüßten, dem Darius geboten hatte, ihn täglich zur Rache an den Athenern zu ermahnen? Ob die Bauernkleidung, in der einst Kodrus sein Vaterland rettete, weiß oder blau, ob der Name des oben genannten und nun unsterblich gewordenen Jungen Karl oder Paul gewesen ist, ist doch vollständig gleichgiltig; die mit solchen Fragen sich beschäftigende Wissenschaft ist eine Afterswissenschaft, ist absolut unwichtig, unnötig und ihres Namens unwürdig, sie ist Charlatanerie. Der Unterschied zwischen ihr und den am Eingang angeführten Forschungen ist nur der, daß man aus diesen viel, aus den andern, was methodische Untersuchung betrifft, nichts lernen und verwerten kann; denn das Durchstöbern alter Postbücher und Einwohnerverzeichnisse ist absolut nichts Wissenschaftliches. Nun ist man aber neuerdings auf ein ganz besonderes Arbeitsfeld geraten, nämlich auf die Verwertung von Gesprächen mit berühmten Männern oder von Briefen, die von diesen geschrieben und empfangen worden sind, und man glaubt, damit ein unendlich wichtiges Mittel zur Aufklärung und Erklärung vieler Stellen gefunden zu haben, die in den Werken unsrer Geistesheroen bisher noch unklar gewesen sind.

Die Veröffentlichung von Gesprächen, die bedeutende Männer miteinander oder mit andern ihnen vertrauten Menschen gepflogen haben, ist erstens wichtig und wertvoll, weil wir aus ihnen sehr viel über den Charakter des Dichters sowie über einzelne Stellen in seinen Werken erfahren können. Man denke hierbei nur an Goethes Gespräche mit Eckermann, aus denen wir die so überaus wichtige Erkenntnis schöpfen, was Goethe im zweiten Teil des „Faust“ als den Schlüssel zum Verständnis des Ganzen angegeben hat. Noch wertvoller aber als die Mitteilungen Eckermanns, dessen Bewunderung für Goethe ihn fast zu einem kritiklosen Nachsprechen seiner Urteile veranlaßt, sind die Gespräche mit dem Kanzler Müller, der von der Meinung des Dichters oft abweicht, ihm widerspricht und darum viel selbständiger urteilt und viel glaubwürdiger ist. Aus diesen Unterhaltungen entnehmen wir unter anderm, daß die fast zum unumstößlichen Evangelium gewordenen Lobpreisungen von der „erhabnen Gemütsruhe,“ der „geistigen Harmonie,“ der „stillen Zufriedenheit,“ der „Abgeklärtheit des ganzen Wesens,“ der „olympischen Hoheit und Seelengröße“ des alternden Dichters nichts weiter als — Phrasen sind, die immer noch nachgesprochen und geglaubt werden, während es nach den Mitteilungen Müllers aus seinen Gesprächen mit Goethe um dessen Seelenzustand im Alter ganz anders aussah. Zum Beweise diene folgendes: Im Jahre 1823 sagt er

zum Kanzler Müller: „Seit meiner Rückkehr über die Alpen habe ich keinen ganz glücklichen Tag gehabt; die Götter halten uns hart in kranken Tagen und auch nicht sonderlich in den gesunden“ (die Ärzte nennt er „Hunds- fötter“). In der Debatte, die doch am allermeisten den Gemütszustand eines großen Geistes zeigt, bezeichnet der Kanzler den Dichter als „einseitig und despotisch“; vor allem aber sind zwei Mitteilungen Müllers erwähnenswert und für die oben aufgestellte Behauptung beweiskräftig: „Es ist schmerzlich, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorne Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wiederherstellen läßt,“ und: „Goethe war innerlich gedrückt, sichtbar leidend. Seine ganze Haltung zeigte ein unbefriedigtes, großes Streben, eine gewisse innere Desperation.“ Auch sein gesamtes Urtheil über die Menschen beweist seine innere Disharmonie im Alter; denn der Mann, der einst so schön gefordert hatte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut,“ muß den Glauben an diese Menschheit und damit auch seine innere Befriedigung, seine erhabne Harmonie usw. völlig verloren haben, wenn er zu Müller sagt: „Die Menschen sind gar zu albern, niederträchtig und methodisch absurd, ich verachte sie ganz.“ Die Veröffentlichung solcher Gespräche ist also nicht nur lehrreich, sondern auch durchaus erlaubt, wenn nicht etwa der Inhalt solcher Gespräche ganz diskreter Natur ist, oder die Unterhaltung als eine vertrauliche bezeichnet und ihre Wiedergabe besonders verboten ist. Wenn das letzte nicht ausgesprochen ist, darf die Mitteilung einer Unterredung nicht als Vertrauensbruch, sondern als durchaus erlaubt angesehen werden.

Wie aber ist es nun mit der Veröffentlichung von Briefen durch ihre Empfänger, deren Nachkommen oder ihre Entdecker? Wenn wir uns bei dieser Erörterung auf Briefe von oder an Goethe beschränken und davon absehen, daß die anderer großer Männer demselben schändlichen Mißbrauch ausgeliefert worden sind, so müssen wir hierbei mehrere Arten unterscheiden, was die Pflicht der Geheimhaltung oder die Erlaubnis zur Mitteilung ihres Inhalts betrifft. Da finden wir Briefe, deren Veröffentlichung durch den Druck ganz sicher von vornherein beabsichtigt gewesen ist, weil wir die wiederholte Mahnung lesen, die empfangnen Schreiben recht sorgfältig und auch in richtiger Reihenfolge aufzubewahren, um sie abdrucken und herausgeben zu können. Hieher gehört wohl ohne Zweifel der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, sicher aber der zwischen Goethe und Zelter, und die Kenntniss gerade dieser gegenseitigen Herzensergießungen ist deshalb so wichtig, weil wir aus ihnen das herrliche Bild eines Mannes wie Zelter entnehmen, dessen Charakter uns so anmutend und wohlthuend berührt.

Eine zweite Klasse umfaßt die große Zahl der Briefe, deren Geheimhaltung zwar nicht direkt gefordert wird, aber nach den allergewöhnlichsten Regeln der Bildung und des Taktgefühls doch innegehalten werden müßte. Welcher wahrhaft gebildete Mensch wird sich erlauben, einen nicht an ihn gerichteten Brief, auch wenn er vor ihm offen liegen gelassen worden ist, zu lesen? Wer wird,

wenn ihm von einem Freunde die Erlaubnis zur Öffnung des Schreibtischs erteilt worden ist, um von dort etwas zu holen oder auf und in ihm etwas zu suchen, einen dabei gefundenen Brief entfalten und seinen Inhalt neugierig erforschen? Welcher Schreibende wird, wenn ihm von einem andern ein Brief zum Einlegen an den Adressaten gegeben ist, den Inhalt wissen wollen? Was in solchen zufällig aufgefundenen, an den Finder aber nicht gerichteten Briefen steht, das kann nun erstens allerdings von hohem wissenschaftlichem Werte sein, aber auch in diesem Falle ist die Veröffentlichung ein Unrecht; denn möglicherweise hat der Verfasser auch dieses für uns so Hochwichtige aus irgend einem Grunde, der immer für berechtigt gelten muß, geheim halten wollen, und ferner sollen uns lieber manche Stellen seiner Werke oder manche Punkte aus seinem Leben dunkel und unbekannt bleiben, als daß wir eigenmächtig das Briefgeheimnis verletzen. Außerdem aber ist meistens das als „eine hochwichtige Entdeckung“ hingestellte gar nicht so bedeutend, daß wir es durchaus wissen müssen; wenn es in ewige Nacht gehüllt bliebe, würde es durchaus kein Schaden sein. Die zu Herzen dringenden Worte des alten Mönchs im Erfurter Kloster, der am Krankenbette Luthers wachte, haben diesem die Ruhe der Seele und den Entschluß zu seinem Auftreten gegeben, seinen Namen wissen wir nicht; wen Uhland mit dem „furchtbar-prächtigen Könige“ gemeint hat, ist uns unbekannt, aber die Größe der Lutherischen That und die Schönheit des Uhlandischen Liedes würdigen wir auch ohne diese Kenntnis und würden diese auch nicht durch den Bruch des Briefgeheimnisses zu erlangen wünschen. Den Verfasser des Nibelungenliedes (den muß es geben, da ein sogenanntes Volksepos ein Urding ist) nennt kein Lied, kein Heldenbuch; das Werk selbst würde durch das Bekanntwerden des Namens nichts gewinnen, mag es nun der Kürenberger oder Heinrich von Osterdingen sein, der Dichter ohne Lied, an den man so gern bei dem Liede ohne Dichter denken möchte. So ließen sich unzählige Beispiele dafür anführen, daß die durch eine pietätlose Veröffentlichung von Briefen gewonnene Kenntnis bisher unbekannter Sachen durchaus unwesentlich und entbehrlich ist.

Die meisten Briefe dieser Klasse sind aber die, durch deren Bekanntwerden nur Dinge der alleruntergeordnetsten Art zu Tage treten. Ob wir, um bei Goethes Briefwechsel zu bleiben, erfahren, daß die von Goethe an seine „kleine Freundin“ abgeschickten Rüben und Eier gut angekommen und auch wohlschmeckend gewesen seien, daß der oder jener Fremde angekommen, wie lange er geblieben, und daß er dann weitergereist sei, daß Goethe einmal heftigen Katarth oder Ärger gehabt, daß irgend ein Freund oder eine Freundin einen „artigen“ Brief geschrieben habe; ob wir dies alles und noch tausenderlei andres, was der ganze Inhalt so vieler solcher Briefe ist, jemals erfahren oder nicht, das ist doch völlig gleichgiltig. Es interessiert nur den, der auf solche Entdeckungen vernarrt ist, und der nicht glaubt, eines großen Dichters Leben und Werke auch ohne solche „Funde“ verstehen und würdigen zu können. In dem gesamten Briefwechsel Goethes könnten unbe-

dingt von zehn Briefen neun unveröffentlicht geblieben sein, wir würden doch nichts verlieren und vermessen. Und wenn wir uns nicht, wie bisher geschehen ist, auf Goethe beschränken, ist es nicht bei fast allen andern Auffindungen „bisher ungedruckter Briefe“ genau ebenso? Parturiunt montes usw.

Aber noch weiter! Es werden andre Briefe gefunden und abgedruckt, deren Bekanntmachung zwar nicht durch eine besondre Willensäußerung des Verfassers verboten ist, die aber doch manches verraten, was er gewiß lieber hat verheimlicht wissen wollen, und was auch nicht gerade dazu beiträgt, ihn in schönern Lichte zu zeigen. Ob es, um wieder bei Goethe zu bleiben, diesem lieb sein mochte, wenn er geahnt hätte, man würde einst den Brief allen zum Lesen geben, worin er seinem Gläubiger H. für die Stundung der schon längere Zeit bestehenden Geldschuld dankt? War es notwendig, den Brief (aus Leipzig an Behrisch) zu veröffentlichen, worin er schreibt: „ich bin besoffen wie eine Bestie“? Daß der stud. jur. „Käde“ hin und wieder dem Gambrinus und dem Bacchus über das Maß der *σωφροσύνη* hinaus gehuldigt hat, wer wird es dem lebensfrohen Studenten verargen? Daß er einmal eine Schuld kontrahiert und diese erst ziemlich spät zurückgezahlt hat, ist kein Charakterfehler, obgleich uns diese Notiz bei dem als feststehend angenommen Wohlstande des Frankfurter Patriziersohnes überrascht. Aber welchen Wert hat es nun, durch die Veröffentlichung von Briefen solche Thatfachen allgemein bekannt zu machen? Philiströse Kritiker schlagen vielleicht Kapital daraus, für sein dichterisches Wirken und für die Wertschätzung seiner Werke ist diese Kenntnis durchaus belanglos. Wenn wir aber weiter lesen (auch aus Leipzig): „ich verstehe mich schon, ein Mädchen zu verf.“ und wenn er (in einem Briefe an Anabel) den Herzog Karl August auf Frau von R. . . aufmerksam macht, der er doch mit Erfolg die Cour machen könne, wollte der Schreiber dieser Briefe solche Sachen wohl jemals bekannt gemacht wissen, rechnete er nicht vielmehr, und mit Recht, auf das Anstandsgefühl und Taktgefühl aller derer, denen diese Briefe einmal in die Hände fallen könnten, daß sie solche Briefe und deren Inhalt für sich behalten würden? Was würde heutzutage jeder hochstehende, und nicht bloß dieser, sondern jeder anständige, einfache Mann dazu sagen, wenn solche in der Weinlaune oder in übler Laune aufgeschriebene Dinge nun feierlich, im Bewußtsein eines vollbrachten guten Werkes und in der Hoffnung auf den Ruhm als Entdecker als Finderlohn zur Kenntnis aller gebracht würden? Geradezu empörend ist eine solche Veröffentlichungsmanie, und die Leute, die ihr huldigen und sie in die That übersetzen, thun weder dem Andenken dessen, den sie feiern wollen, noch sich selbst einen Gefallen, denn sie bekunden damit einen sehr geringen Grad von Taktgefühl und Pietät.

Wenn man nun aber schließlich die Veröffentlichung aufgefundenner Briefe mit dem Hinweis darauf entschuldigen will, der Verfasser habe ihre Geheimhaltung nicht ausdrücklich verboten, oder mit dem Einwande, daß die Nachkommen des Schreibers oder die Empfänger der Briefe oder deren Nachkommen

die Veröffentlichung erlaubt haben, so ist dies gar keine Entschuldigung. Wohl jeder Brieffschreiber setzt es als selbstverständlich voraus, daß sein Brief nicht weiter gegeben oder gar durch den Druck veröffentlicht wird, ein ausdrückliches Verbot hält jeder mit Recht für überflüssig, und wenn die Nachkommen berühmter Männer die Veröffentlichung der von diesen geschriebnen Briefe erlauben, so mache man sich nicht zum Mitschuldigen ihres Unrechts, sondern erweise als Fremder dem Verstorbenen die Ehre, die die Seinigen ihm vorenthalten. Es könnte nun eine Ausnahme geben, wenn nämlich durch das Bekanntwerden solcher Briefe ein auf dem Toten noch ruhender Verdacht beseitigt, ein falsches Urteil über eine seiner Thaten berichtigt und sein ganzes Bild von Flecken befreit würde, die mit Unrecht ihm anhaften; hiergegen würden ohne Zweifel auch seine Manen nichts einwenden.

Es ist möglich, daß manche der bisher aufgestellten Behauptungen und Forderungen von andern als unberechtigt oder als übertrieben bezeichnet werden, das eine aber muß doch als unbestreitbar gelten, daß man nämlich nicht Briefe oder ganze Briefwechsel veröffentlicht, deren Geheimhaltung der Verfasser selbst wiederholt und dringend gefordert hat. Wie oft und wie bestimmt hat Goethe (um wieder bei diesem als dem Vertreter aller derer zu bleiben, deren Briefe man so indiscret bekannt gemacht hat) Frau von Stein gebeten, seine Briefe ja niemand zu zeigen, und er hatte im Interesse beider wohl guten Grund zu diesem Verlangen. Wahrlich, man hat dem Andenken beider Schreibenden mit dieser Veröffentlichung nur Schaden gethan, und die vielen Versuche von Schriftstellern, das Liebesverhältnis als ein ganz harmloses und platonisches darzustellen, zeigen uns deutlich, daß eben diese Harmlosigkeit viel bezweifelt worden ist und noch wird, was man auch keinem aufmerksamen Leser übelnehmen darf. Die für Goethe und Frau von Stein so wenig günstige Auffassung ihres Liebesverhältnisses ist doch fast allein durch die Veröffentlichung ihres Briefwechsels entstanden. Wäre es also nicht viel besser, wenn wir von diesen und so manchen andern Briefen, die er den Augen der Unbetheiligten aufs entschiedenste und für alle Zeiten entrückt wissen wollte, niemals etwas gehört hätten? Sie dienen, wie gesagt, keineswegs dazu, uns den Dichter und die von ihm geliebte Frau achtungswerter und lebenswerter zu machen, und wenn wir auch gar nicht wüßten, ob er dieses oder jenes Gedicht an Frau von Stein gerichtet und in der oder jener Frauenrolle an die Freundin in Weimar gedacht hat, es würde nicht das Geringste schaden. Kennen wir etwa den Dichter genauer, finden wir seinen „Göz“ und die „Wahlverwandtschaften“ schöner und ergreifender, weil wir wissen, daß er im Lese einen Leipziger Studienfreund und in der Ottilie die lange Zeit verehrte Minna Herzlieb verherrlichen wollte? Dieses unser Wissen hat Goethe beabsichtigt, wo er aber diese Absicht nicht gehabt hat, sollen wir seine Gedanken nicht durch einen Bruch des Briefgeheimnisses zu erfahren suchen. Aus seinen Gesprächen mit Eckermann entnehmen wir, daß der greise Dichter ganz bestimmte Angaben gemacht hat, was von seinen noch nicht herausgegebenen

Sachen veröffentlicht werden sollte; was sonst sein Schreibtisch und sein Schrank bargen, mußte ewiges Geheimnis bleiben.

Vergleiche man doch einmal mit dieser das Briefgeheimnis pietätlos zerstörenden Publikation und dem dadurch erworbenen Wissen das wenige, was wir aus dem Leben anderer Geistesheroen kennen! Es ist fraglich, ob je ein Homer gelebt hat; die seinen Namen tragenden Werke gelten noch heute als klassisch. Noch immer ist die Frage nicht gelöst, ob Shakespeare oder Bacon der Verfasser der erschütternden Dramen gewesen ist, was schadet's? Und wenn Schillers „Glocke“ und der „Wallenstein“ aus irgend einem Zufall uns Epigonen ohne den Namen des Verfassers oder unter einem beliebigen andern überliefert worden wären, verlören sie dadurch nur das Geringste von ihrem Wert? Wehe dem Dichter, dessen schon genügend bekannte und gewürdigte Größe noch dadurch erhöht werden soll, daß die nachfolgenden Generationen durch schnöde Verletzung des jedem gebildeten Menschen heiligen Briefgeheimnisses auf durchaus unbedeutende, für ihn aber sehr wichtige Geheimnisse aufmerksam gemacht werden. Hinweg also mit dieser ebenso unnötigen wie pietätlosen Auffuchung und Veröffentlichung von „bisher ungedruckten Briefen“ berühmter Männer!

B. C. Walther



Zolas letzte Romane

Von Ernst Groth

(Schluß)



an hat Zola mit Petronius, dem Romanschriftsteller der römischen Decadence, verglichen und zahlreiche Ähnlichkeiten nachzuweisen versucht.*) Es ist richtig, die Neigung zu einer übertriebenen Kleinmalerei, die Vorliebe für das Obscöne und Perverse und eine unverkennbare Geschicklichkeit in der Schilderung des gesellschaftlichen Lebens mit allen seinen Gebrechen und Verirrungen, diese Züge finden wir bei Petronius und bei Zola in gleicher Stärke, und wer das berühmte Fragment „Das Gastmahl des Trimalchio“ mit der Art vergleicht, wie Zola die Pariser Gesellschaft schildert, dem wird die Ähnlichkeit zwischen ihren Auffassungen und Absichten nicht entgehn. Aber die Vergleichung darf nicht zu weit getrieben werden, denn Zolas Bild stimmt doch sehr wenig zu der Charakteristik, die einer der besten Kenner des Petronius, Franz Bücheler, von diesem römischen Schriftsteller giebt. Er sagt von den Frag-

*) Vergleiche den Bericht über die Vorlesung, die Marx an der Leipziger Universität vor König Albert gehalten hat (Leipziger Tageblatt vom 1. Febr. 1900).